

«Ich liebe das Neue im Gleichen»

Persönlichkeit Barbara Jäggi hat mit 60 Jahren an der Karateweltmeisterschaft in Glasgow eine Goldmedaille geholt. Die Luzerner Künstlerin macht nicht viel Aufhebens. Lieber packt sie zu.

Interview: Pirmin Bossart

Barbara Jäggi, in den letzten Monaten haben Sie besonders intensiv Karate trainiert.

Ich hatte ein Ziel. Ich bin schon sehr lange Trägerin des 4. Dan. Das ist die vierte von theoretisch zehn Stufen eines Karatemeisters. Wenn man intensiv Karate macht, ist es eine logische Konsequenz, irgendwann eine nächste Prüfung zu machen. Als ich erfuhr, dass die höheren Dan-Prüfungen dieses Jahr an der Karateweltmeisterschaft in Schottland abgenommen würden, stand für mich fest, dass das jetzt der Zeitpunkt wäre. Da diese Prüfungen nur von den höchsten Lehrern abgenommen werden können, ist die Gelegenheit selten.

Was ist der Stellenwert des 5. Dan? Gibt es viele Frauen, die so weit kommen?

Der 5. Dan ist ein relativ hohes Niveau. Höhere Dan-Träger sind dann meistens Profis. Vor allem bei den Frauen gibt es viele, die irgendwann mal aufhören oder nicht interessiert sind, die Prüfungen zu machen. Man muss wirklich aktiv sein, regelmässig trainieren und auch selber Trainings geben. Es ist eine Entscheidung. Man macht das nicht einfach so.

Wie viele Gürtel gibt es? Welchen trägt ein Meister?

Karateanfänger tragen je nach Fortschritt einen andersfarbigen Gurt. Mit der Prüfung zum 1. Dan erhält man den schwarzen Gurt, dessen Farbe sich bei weiteren Prüfungen nicht mehr ändert. Shihan Masao Kagawa, oberster Lehrer der Japan Karate Shoto Federation, trägt den 9. Dan.

Sie sprachen davon, dass man einen 5. Dan «nicht einfach so» macht. Wie meinen Sie das?

Es braucht Mut, sich der Prüfung zu stellen. Sie ist extrem anspruchsvoll. Ich musste 32 Katas auf Abruf intus haben. Katas sind längere Bewegungsabläufe verschiedener Angriffs- und Verteidigungsformen. Das erforderte intensives Training, vor allem in meinem Alter, in dem das schnelle Denken nachlässt. Du musst total parat sein. Der psychische Druck ist enorm.

Neben den Katas stand auch Kumite auf dem Programm, das Kämpfen. Waren Sie da auch nervös?

Das machte mir nichts aus, physisch hatte ich keine Bedenken. Wenn ich auf der Matte stehe, habe ich keine Angst mehr. Dann bin ich voll konzentriert. Das Kämpfen ist Adrenalin pur. Du weisst nie, was passiert. Angriffe abwehren und gleichzeitig angreifen, das geht extrem schnell. Es ist ein Grunderlebnis, das sich mit nichts vergleichen lässt. Kopf und Körper sind vollkommen eins. Du darfst nicht denken, sonst hast du verloren.

Neben der erfolgreichen 5.-Dan-Prüfung haben Sie quasi nebenbei auch noch eine Goldmedaille gewonnen.

Ich dachte, wenn ich schon mal an einer Weltmeisterschaft bin, warum nicht gleich mitmachen? Es gibt eine Kategorie über 50. Dort habe ich für meinen Shotokan-Karate-Verband in der Disziplin Kata Gold geholt. Das ist oberschrag. Ich bin ja Hobbysportlerin, das war eine riesige Überraschung.

Sie stammen aus dem ländlichen Madiswil BE. Haben Sie dort schon mit Karate begonnen?



Für Barbara Jäggi stellt sich mit Karate Wohlbefinden ein.

Bild: Philipp Schmidli (Luzern, 3. Oktober 2016)

Nein. Ich begann relativ spät, mit 27 Jahren. Damals besuchte ich in Luzern die Kunstgewerbeschule. Ich wollte neben der Schule noch etwas machen, bei dem man nicht kreativ sein musste. Ich war eine Karateschülerin von Bruno Koller. Ich habe ihn als grossartigen Lehrer erlebt. Vieles, was er vermittelt hat, gilt für mich nach wie vor.

Wie beeinflusst Karate Ihr Leben, Ihr Wohlbefinden, Ihren Alltag?

Ich mache schon so lange Karate, dass ich es gar nicht wirklich sagen kann. Es gehört einfach zu mir. Karate hat etwas Trockenes und Nüchternes. Eine Freundin sagte mir mal: «Du bist so protestantisch.» Irgendwie passt das also zu mir. Das regelmässige Training hält mich geistig wach und körperlich

fit. Da stellt sich von selbst ein Wohlbefinden ein.

Ist Karate für Sie mehr als einfach ein Sport? Ist das für Sie auch eine Art persönlicher Lehrpfad, der mit der östlichen Philosophie verbunden ist?

Karate ist ein Kampfsport. Für mich heisst das: Machen, nicht schnorren. Du triffst, oder du triffst nicht. Du kannst abwehren oder nicht abwehren. Du kassierst, oder du kassierst nicht. Das ist für mich Karate. Es ist sehr klar und bodenständig, das hat nicht viel mit Philosophie zu tun. Ich habe auch die Bewegungen gerne, das Schnelle und Dynamische. Und: Es geht nicht einfach nur um schneller und stärker, da kommen viele andere Qualitäten zum Tragen.

Kämpfen heisst Angreifen und Zuschlagen: Können das alle?

Nicht nur. Zuschlagen können heisst auch einstecken können. Wobei es um Treffer und Punkte, nicht um K.-o.-Schläge geht. Man weiss es nicht, solange man es nicht macht. Jemand, der sportlich ist, kann noch lange nicht kämpfen. Andererseits gibt es Leute, die unbedingt Karate machen wollen, aber nicht kämpfen können. Sie haben eine Hemmung oder Angst. Das weiss man nie zum Voraus. Ein anderer kann sich nicht verteidigen, das ist oft hochspannend. Es ist auch eine Typenfrage.

Kann man das Kämpfen lernen?

Karate ist wie ein Instrument zu spielen. Man kann ein Leben lang feilen und verfeinern. So, wie ein Musiker immer wie-

Zur Person

Barbara Jäggi, 1956 geboren, ist in Madiswil BE aufgewachsen. Nach einer Lehre als Textilentwerferin arbeitete sie eine Zeit lang auf dem Beruf. Dann besuchte sie die Kunstgewerbeschule in Luzern (freie Abteilung). Seit 1985 ist sie als freiberufliche Metallplastikerin tätig. Sie ist bekannt für ihre Objekte und Skulpturen aus Blech, die sie in ganz verschiedenen Kontexten an zahlreichen Ausstellungen und in Arbeiten für das Theater gezeigt hat. Sie realisierte mehrere Kunstprojekte im öffentlichen Raum (u. a. in Zug, Adligenswil, Willisau, Ebikon) und bildete sich in diversen Atelieraufenthalten weiter (Berlin, Paris, Genua). Sie hat mit dem Theaterregisseur Louis Naef zusammengearbeitet und den szenischen Raum seiner Landschaftstheater gestaltet. Als Karate-Trainerin unterrichtet sie in Cham und in Luzern, wo sie eine Frauenkarategruppe gegründet hat. Im September 2016 hat sie in Schottland die 5. Dan-Prüfung gemacht und an den Weltmeisterschaften eine Goldmedaille geholt. Sie lebt mit ihrem Partner in Luzern. (pb.)

der Tonleitern spielt, Grundlagen repetiert, Neues ausprobiert, ist es auch mit den Bewegungsabläufen beim Karate. Es hört nie auf.

Was ist die Essenz?

Hinstehen und machen. Das ist die Herausforderung. Singen ist auch so etwas: hinstehen und ein Lied singen. Das hingegen könnte ich nie.

Haben Sie Lampenfieber?

Sehr. Deswegen war die Prüfung zum 5. Dan solch ein Stress für mich. Du musst dich exponieren – ich stand allein auf einem Feld, so gross wie die Swissporarena – und es im Nu hundertprozentig bringen. Dass ich den Prüfungsstress überstanden und es geschafft habe, war eine Bestätigung, dass ich es kann. Das freut mich viel mehr als die Goldmedaille, die ich gewonnen habe.

Sie geben seit Jahren Karatetraining in Cham. Vor ein paar Jahren haben Sie in Luzern ein spezielles Training für Frauen gegründet. Wie kam das?

Als Bruno Koller von Luzern wegging, wurde die Schule von anderen Leuten weitergeführt. Ich wurde immer wieder bearbeitet, mit meiner Erfahrung doch selber etwas auf die Beine zu stellen. Aber ich wollte keine Konkurrenz sein zu den andern Schulen. Zudem war ich schon in Cham engagiert und wollte auch meine künstlerische Arbeit nicht vernachlässigen.

Und dann hatten Sie die zündende Idee?

Ich dachte mir: Warum nicht etwas für Frauen anbieten, die vielleicht schon etwas älter sind, keinen Sport machen, sich trotzdem bewegen wollen? Für Frauen, die beim Yoga einschlafen und auch nicht in einen Kraftraum gehen würden. Da ist Karate eine passende Alternative. Das Training ist vielfältig, man arbeitet an sich selber, und wer ehrgeizig ist, kommt auch schnell vorwärts. Wir sind zurzeit etwa zehn Frauen, die meisten sind von Anfang an dabei. Es ist eine

Fortsetzung auf Seite 37

Fortsetzung von Seite 35

gute Truppe.

Geht es im Frauenkarate sanfter zu und her?

Im Grunde gibt es keinen Unterschied. Frauen sind genauso kämpferisch wie Männer. Die Frauen, die ich trainiere, greifen an wie Männer. Die haben keine Angst, das machen sie wirklich super. Männer haben einfach mehr Kraft und mehr Masse. Aber bei den Trainings mache ich keinen Unterschied. Persönlich habe ich bei Männern weniger Hemmungen, da kann ich mehr angreifen, das ist schon wilder.

Karate hält fit, aber es kann mit der Zeit auch den Körper über Gebühr belasten. Haben Sie noch keine Nebenwirkungen?

Karate ist recht hart für die Knie- und die Hüftgelenke. Ich versuche, im Training auch weichere Elemente einzubringen. Das Harte alleine ist nicht gut. Unfälle oder Verletzungen gibt es im Vergleich zu anderen Sportarten sehr wenig.

Selber?

Ich hatte auch schon ein blaues Auge. Nach 28 Jahren Training habe ich erstmals einen Finger gebrochen. (*Lacht*) Und im darauffolgenden Jahr gleich noch ein zweites Mal. Das hat aber mehr mit mangelnder Konzentration zu tun als mit Karate. Typische Unfälle eben.

Wie gehen Karate und Kunst zusammen?

Ich mache beides schon lange und bin darin recht konsequent. Die Art und Weise, wie ich in der Kunst schaffe, ist relativ sec. Das sind wahrscheinlich Grundhaltungen, die in beiden Disziplinen zum Ausdruck kommen. Ich hatte auch nie das Bedürfnis, etwas Neues anzufangen. Ich liebe die Repetition, die Wiederholung, das Neue im Gleichen. Wenn man etwas lange macht, gibt das eine Vertiefung. Das finde ich eine Bereicherung.

Wie haben Sie zur Kunst gefunden? Wollten Sie das immer, oder gab es für Sie noch andere Perspektiven?

Ich machte eine Lehre als Textilentwerferin. Eine Zeit lang habe ich dann in der Teppichfabrik Melchnau gearbeitet. Jedes Geschäft, jede Bank und jede Bar waren in den 1970er-Jahren mit



Die Künstlerin Barbara Jäggi arbeitet am liebsten mit Blech – einem «armen» Material.

Bild: Nadia Schärli (Luzern, 7. Oktober 2016)

Spannteppichen ausgestattet, das war der grosse Renner. Wir haben die Designs entworfen. Aber dann wollte ich freier arbeiten, Neues ausprobieren. Also habe ich die Kunstgewerbeschule Luzern besucht.

Ist Luzern für Kunstschaffende eine attraktive Stadt?

Die Möglichkeiten, auszustellen, sind gegeben. Es gibt auch ein interessiertes Publikum und Käufer. Es ist gar nicht so schlecht. Wer Karriere machen will, geht nach Zürich, das ist klar. Dort sind die wichtigen Galerien und die wichtigen Leute. Aber was will ich da mitreden, ich bin eine regionale Künstlerin. Man kennt mich in der ganzen Zentralschweiz, aber national bin ich nicht bekannt. Obwohl: Diesen Sommer war ich an der Land-Art 2016 im Binntal vertreten. Und in der NZZ ist eine sehr schöne Rezension erschie-

nen. Das hat mich natürlich schon gefreut.

Sie arbeiten mit Stahlblech. Warum liegt Ihnen dieses Material?

Es ist ein armes Material. Blech ist etwas Einfaches, es ist günstig, und ich kann auch grössere Volumen selber bewältigen, ich fühle mich da sehr flexibel. Früher habe ich mit Gips, aber auch mit Stein und Holz gearbeitet. Blech liegt mir mehr. Ich kann wegnehmen, ansetzen, konstruieren. Beim Behauen von Holz oder Stein ist es weg, wenn es weg ist.

Sie haben Ihre Arbeiten an zahlreichen Ausstellungen gezeigt und sich auch einen Namen mit Theater- und Musikinszenierungen gemacht. Was davon ist Ihnen besonders in Erinnerung geblieben?

die Lebenden heimzusuchen. Bis ins 18. Jahrhundert gab es deshalb in Europa Totenwachen.

Im Zuge der Besetzung Haitis durch die USA von 1915 bis 1934 wurde der Begriff des Zombies weltbekannt: Er stammt aus der dort noch heute praktizierten Religion des Voodoo und bezeichnet einen scheinbaren Sklaven.

Im deutschen Stummfilm «Das Kabinett des Dr. Caligari» tauchte dann 1920 auch zum ersten Mal eine zombieähnliche Figur in einem Medium auf – und diese war stark von der haitianischen Vorstellung eines Zombies beeinflusst.

Erst Regisseur George A. Romero prägte in den späten 60er-Jahren mit «Night of the Living Dead» und «Dawn of the Dead», das Bild des Zombies, wie wir es

Die Zusammenarbeit mit Louis Naef war sicher prägend. Naef denkt sehr dreidimensional, deswegen hat er damals auch mich angefragt für seine «Bühnenbilder» im Landschaftstheater. Zusammen haben wir Bilder im Raum umgesetzt. Kunst ist bei mir immer dreidimensional, immer «ringsum». Für eine Spielzeit des Circus Monti habe ich Requisiten gemacht. Im Zirkus hat man von jedem Sitzplatz aus einen anderen Blickwinkel, die Objekte müssen immer rundum funktionieren. Das war eine grosse Herausforderung.

Ihre Objekte stiessen immer mal wieder auch bei Musikern auf Interesse.

Die Musiker traten mit mir in Kontakt, weil meine Objekte auch klingen. Das war nie meine Intention. Ich mache einfach Objekte. Dass sie bisweilen klingen, ist natürlich eine schöne Zugabe.

Mit Urban Mäder habe ich einige Projekte gemacht, in denen die Objekte als Klangkörper eingesetzt wurden. Christian Hartmann und Reto Stadelmann haben zu meinen Objekten Kompositionen geschrieben, etwa für die Stanser Musiktage.

Als Freiberuflerin hat man viel Zeit oder keine Zeit. Wenig Aufträge, viele Aufträge, nichts ist sicher. Können Sie gut damit umgehen?

Wer die Unregelmässigkeit und Unsicherheit nicht aushält, kann nicht freie Kunst machen. Man muss auch das Vertrauen haben, dass es dann schon wieder geht.

Wovon leben Sie?

Ich habe drei Jobs: freie Kunst, Archäologie, Karate. Alle drei mache ich ungefähr seit der gleichen Zeit. In der Archäologie in Zug betreue ich das Fundlabor und bereite die Objekte für die

Wissenschaftler auf. Die Archäologie gibt mir ein minimales Grundeinkommen, das Karate ein gutes Sackgeld, und zusammen mit der Kunst habe ich ein anständiges Auskommen.

Wie einträglich ist die Kunst?

Ich habe immer mal wieder recht gut verdient mit der Kunst – vor allem, wenn ich Arbeiten im öffentlichen Raum realisieren konnte. Zwar verdiene ich unter dem Strich weniger als viele andere, aber ich lebe trotzdem sehr gut. Die Lebensqualität hängt nicht vom Geld alleine ab. Es hat auch mit Ansprüchen und Genügsamkeit zu tun. Diese Bescheidenheit ist aber nicht förderlich für eine Künstlerkarriere. Man muss sehr überzeugt sein von sich und sich in Szene setzen, damit man nationale oder internationale Bekanntheit erlangt.

Wie verbringen Sie am liebsten Ihre Freizeit?

In die Berge gehen, wandern. Diese besondere, manchmal absolute Stille in den Bergen, das Vogelgezwitscher in den Wäldern – wo sonst gibt es das noch? Seit einem guten Jahr haben wir einen Hund, der uns auf Trab hält. Seither sind wir auch beim grössten Hudelwetter unterwegs. Auch die Beziehung zu meinem Partner ist mir wichtig. Wir können Stunden beim Essen verweilen, über Gott und die Welt, die Kunst und den Hund reden.

Was lesen Sie gerade?

Einen historischen Roman über Karl den Grosse. Ich habe gerne geschichtliche Stoffe. Geschichte und Geografie interessieren mich. Darüber hinaus lese ich auch gerne aus purer Lust an der Unterhaltung, zum Beispiel einen spannenden Krimi.

Wie halten Sie es mit anderen Kultursparten: Theater? Musik? Film?

Ich besuche regelmässig Ausstellungen in der ganzen Schweiz, das gehört als Künstlerin zum Beruf. Daneben gehe ich ins Theater, höre Musik ab Konserve oder in Konzerten. Aber es ist immer zu wenig. Man hat einfach einen Kulturstress. Ich kenne so viele Theaterleute und Musiker, aber ich kann längst nicht all ihre Vorstellungen und ihre Konzerte besuchen, auch wenn ich das gerne möchte. Es ist eben sehr vieles los. Und an drei Abenden in der Woche unterrichte ich ja auch Karate.

Nicht nur zu Halloween leben die Untoten hoch

Mythen Zombies sind mittlerweile Teil der Popkultur. Vampire und andere Monster haben das Nachsehen. Blickt man zurück in die Geschichte, wird schnell klar, dass sich die Menschen schon immer vor Untoten gruselten – mit einer gewissen Freude an dieser Furcht.

Es gibt (leider) nichts daran zu rütteln: Seit einigen Jahren sind Untote oder anders ausgedrückt Zombies aus unserer Popkultur nicht mehr wegzudenken. Die lebenden Leichen haben ein regelrechtes Comeback erfahren und dadurch Vampire und andere Monster in der Beliebtheitsskala weit abgehängt.

TV-Serien wie «The Walking Dead» oder dessen Spin-off «Fear the Walking Dead» halten Millionen von Fans weltweit im Zustand der Schnappatmung. Es lohnt sich also, dem Phänomen Zombie – gerade kurz vor Halloween – nachzugehen. Bemerkenswert ist der Hype um die Untoten schon deshalb, weil Zombies, anders als Vampire, keine auch nur irgendwie attraktiven Kreaturen sind und sich zudem

kaum als Projektionsfläche für romantische Fantasien eignen. (Was zumindest zu hoffen ist...)

Zudem sind die Charaktereigenschaften von Zombies in den meisten Interpretationen nicht besonders ausgeprägt: Der klassische Untote wandt durch die Gegend, getrieben von der Gier nach Fleisch. Mehr gibt es dazu nicht zu sagen. Woher also rührt die Faszination dieser hässlichen Spezies?

Fast alle Kulturen fürchten die Rache Verstorbener

Die Idee des Zombies, des körperlich wiederkehrenden Toten, existiert seit Anbeginn der Menschheitsgeschichte. In fast allen Kulturen fürchtete man rachsüchtige Verstorbene, die sich aus dem Grab erheben, um

heute kennen. Unzählige weitere Zombiefilme kamen in den folgenden Jahrzehnten in die Kinos oder erschienen aufgrund der oftmals heftigen Gewaltdarstellung direkt auf Video.

In den 1990er-Jahren war ein vorläufiges Abebben der Zombie-Manie zu beobachten, doch war dieser Rückgang an Interesse nur vorübergehend. Die 00er-Jahre wiederum liessen die Untoten sodann im wahrsten Sinne des Wortes wiederauferstehen.

Zombies sind im Mainstream angekommen

Ob Videospiele, Filme, Comics oder Bücher – es gibt kaum ein Medium, in das sich die lebenden Toten nicht mit Vehemenz ver-bissen. «The Walking Dead», «Dead Island», «Resident Evil»,

«28 Days Later», «Shaun of the Dead», «Zombieland» sind allesamt nicht nur eingefleischten Zombie-Fans bekannt. Zombies sind endgültig im Mainstream angekommen. Und dort wollen sie bleiben. Ganz beharrlich, wie es eben ihre Art ist.

Es gibt viele Erklärungen, weshalb Zombies derart erfolgreich sind. Bei den verschiedenen filmischen Darstellungen von Zombie-Apokalypsen fällt vor allem auf, dass vielfach Menschen die eigentlichen Antagonisten der Geschichten sind. Und nicht die Zombies. Diese sind lediglich ein Mittel, um den totalen Zerfall einer Gesellschaft herbeizuführen. Sie rauben den menschlichen Bösewichten also nicht die Show. Sondern ermöglichen es, spannende Geschichten zu er-

zählen, ohne dabei zu sehr in den Vordergrund zu treten.

Ein Spiegel der Konsumgesellschaft

Weiterhin können Zombies als Satire auf die egozentrische Konsumgesellschaft verstanden werden. Die Untoten sind auf ein Ziel fixiert, welches sie um jeden Preis erreichen wollen. Vielleicht steckt so gesehen ja in jedem von uns ein kleiner (oder grösserer) Zombie. Kein Wunder, dass sich Zombiekostüme zu Halloween immer grösserer Beliebtheit erfreuen. In Online-Shops findet sich ein riesiges Sortiment davon. Auf dass der Zombie nicht nur im Mainstream, sondern auch in den Strassen unserer Quartiere angekommen ist – zumindest am 31. Oktober. (*pte.*)